

Eugen Pacellis Vermächtnis an das katholische Deutschland.

Als Eugenio Pacelli, der erste Apostolische Nuntius beim neuen Deutschen Reich, von diesem seinem Wirkungskreis Abschied nahm, war es ein Abschied inniger Seelengemeinschaft und des gegenseitigen Dankes. Von unserer Seite auch des Dankes an den Heiligen Vater, der dem bedrängten Deutschland einen seiner fähigsten geistlichen Beamten als Übermittler der eigenen Hilfsbereitschaft geschenkt hatte.

Am 29. Mai 1917 hatte Pacelli dem König Ludwig von Bayern sein Beglaubigungsschreiben überreicht und am 30. Juni 1920 dem Reichspräsidenten Ebert. Am 9. Dezember 1929 empfing Hindenburg aus seiner Hand das Schreiben der Abberufung. „Hinter mir und Ihnen“, so sprach Pacelli zu den Katholiken Berlins, „liegen lange Jahre gemeinsamer Arbeit. Jahre gemeinsamen Mangens, gemeinsamen Sorgens, gemeinsamen Ringens, und ich hoffe, die Kirchengeschichte einer späteren Zeit wird von diesen gemeinsamen Kämpfen einmal sagen können, daß sie nicht ganz erfolglos geblieben sind. In Leiden und Tränen haben wir gesät. Möge der Herr uns dereinst die Gnade geben, in Freude unsere Garben zu binden.“¹

Die ersten Bemühungen des Nuntius scheiterten; das Vermittlungsangebot Benedikts XV. wurde von deutscher Seite nicht ergriffen. Nach der Ansicht von Prälat Kaas bleiben Zweifel, ob es im gegebenen Fall von den feindlichen Mächten übernommen worden wäre. Ebenfalls gescheitert sind die späteren Bemühungen Pacellis, durch Verhandlungen mit Kreistinskij in Berlin für die Kirche in Rußland eine Rechtslage zu schaffen. Doch blieben

dem Nuntius Bescheidenheit und Ausdauer als Gewinn und wertvolle Zurüstung. Weite Bahn hingegen fanden seine Schritte für die Kriegsgefangenen, zugleich starke Unterstützung durch die kirchliche Kriegshilfe in Paderborn. Doch die eigentliche Aufgabe des Nuntius war es, die katholische Kirche und die Katholiken Deutschlands in das neue Deutsche Reich einzubauen. Schon seine Annahme in Berlin war ein unerwarteter Erfolg der Achtung. Der Nuntius strebte ein allgemeines Reichskonkordat an, begann aber, als die Widerstände dem Plan jede Aussicht benahmen, zunächst die Verhandlungen mit Bayern allein und später mit Preußen. Es ist Pacelli gelungen, in den beiden größten deutschen Staaten „den schöpferischen Werten und Kräften, die in unserem katholischen Glauben und unserer katholischen Lebensgestaltung, für den Aufbau der Staaten, für die Gesundung und das wahre Glück der Völker beschlossen sind, in den veränderten Rechtsverhältnissen der Gegenwart Wege zu ebnen und Bahnen freizumachen . . . Alle diejenigen, welchen die Geschichte Wegweiserin zur Weisheit ist, werden zugeben, daß einträchtiges Zusammenarbeiten von Kirche und Staat für beide lebensbefördernd ist und Glück und Segen der Völker bedeutet. . . Die Frucht solcher Vereinbarungen, ein gesicherter, in seinen Grundlagen klar umgrenzter Friedens- und Vertrauenszustand und die daraus sich ergebende bewußt freudige Befahrung des Staates durch die Katholiken, ist wirklich die Mühen und Anstrengungen wert, die vor Erreichung des Zieles zu überwinden sind“ (Gef. Reden, S. 177).

Eine weitere Festigung des Einflusses der katholischen Kirche im öffentlichen Leben und besonders in der Schule war im Wege der gegenseitigen Vereinbarung vorläufig Pacelli nicht möglich gewesen. Um so eindringlicher arbeitete er unter den Katholiken selbst darauf hin, ihr persönliches Schaffen, ihr Familienleben, ihren Dienst an der Kultur des Volkes mit dem übernatür-

¹ Wiedergegeben S. 188 in Eugenio Pacelli, Erster Apostolischer Nuntius beim Deutschen Reich. Gesammelte Reden, ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Kaas. Berlin 1930, Buchverlag Germania. Geb. in Ganzleinen M 6.50. Dort auch eine kirchenpolitische Würdigung des Wirkens Pacellis,

lichen Geist des Glaubens zu durchdringen. Pacelli war der getreue Dolmetsch der Gedanken des Heiligen Vaters, jener Bemühungen, dem Königtum Christi, das seinen Bestand über allen Umsturz gerettet hatte, neue äußere Geltung und größere innere Herrlichkeit zu verschaffen. Der Ruf nach der vollen Lebenseinheit, die, vom katholischen Glaubensleben grundgelegt, den einen Pulsschlag durch Haupt und Glieder führt, die die naturbedingten Lebensstände zur höheren Gemeinschaft erhebt und die Glieder im Brudersinn verknüpft, der Ruf nach katholischer Tat, nach dem in sich so einfachen Willen, ehrlich und ernsthaft katholisch zu sein, war der letzte große Ruf des Apostolischen Nuntius auf dem Katholikentag in Freiburg.

Fast alle großen öffentlichen Reden Pacellis übermitteln den Tatwillen des „Papstes der katholischen [inneren und äußeren] Sammlung“. In Fulda weist der Nuntius hin auf die entscheidende Verbundenheit Deutschlands mit dem Heiligen Stuhl im 8. Jahrhundert durch Bonifatius, im 11. Jahrhundert gegen die zwangsläufige kirchenpolitische Entwicklung, die zu völliger Unselbständigkeit, Erstarrung und Unfruchtbarkeit der Kirche zu führen drohte, im 16. Jahrhundert durch Canisius (60). 1927, bei der jährlichen Feier der Papstkrönung in Berlin, spricht Pacelli von der zeitlosen Idee des Papsttums, deren Träger der jeweilige Papst darstellt: „Wir stehen zum Papst, weil er die naturgemäße und sichtbare Verkörperung der Einheit und Übernatürlichkeit ist, die der Kirche, dem mystischen Leibe Christi, durch Christus, ihr unsichtbares Haupt und ihre Seele, ihre geheimnisvolle Wahrheits- und Gnadenquelle, notwendig und wesentlich eignet. Unsere Papsttreue ist ein Quaderstein, tief ins Fundament unserer Weltanschauung eingesenkt. Im Papsttum sehen wir das gottgewollte, sinnenfällige Unterpfand für die auf übernatürlicher Grundlager ruhende, unerschütterliche Festigkeit unserer Kirche“ (80). Vor dem Apostelgrab des hl. Matthias zu Trient bildet Pacelli das Leben des Apostels in die Erfüllung eines Lebens- und Berufszieles um: „Treu sein,

wo andere untreu geworden sind“, und senkt es so fruchtbar weiterwirkend ins Leben seiner Zuhörer (107). Auf dem Katholikentag in Dortmund beschwört Pacelli den Geist des großen Ketteler zur Lösung der Gegenwartsaufgaben aus der Kirche und mit der Kirche: „So wie ihm die von Christus festgelegte Verfassung der Kirche, ihre Wahrheiten, ihre Dogmen etwas unbedingt Gegebenes und Unverrückbares und darum Ausgangspunkt und Fundament jeder Besserung und Heilung der Menschheits- und Gesellschaftsverhältnisse waren, so muß die Kirche auch Ihnen ein Unbedingtes sein. Sie darf Ihnen nie und nimmer zum Problem werden“ (116). Darin, daß Ketteler bewußt und ganz auf der religiösen und sittlichen Ebene stand, sieht Pacelli in dessen Schaffen die „imponierende Einheit und Geradlinigkeit, die immer Weggenossen wahrer Größe sind“, die weittragende Wirkung dieses Lebens (151). Galt das nicht auch vom Sprecher selbst? Durfte aus seinem Mund der Ruf zur katholischen Tat erschallen? Ja, er durfte in Speyer das dort gefallene Wort des hl. Bernhard aufnehmen: „Gott will es“, aufrufen, nicht zum Massenaufgebot, nicht zu einer einzig äußerlich glänzend dastehenden Organisation, vielmehr zum Heroismus der christlichen Tat, „zum Heroismus derer, die wissen, daß der Weg zur Umgestaltung der Welt über die Umgestaltung unserer selbst nach dem Vorbild Christi führt“ (146). Die stillen Beterinnen und Bäterinnen im siebenhundertjährigen Dominikanerinnenkloster der Stadt hatten es ihm selbst gepredigt.

„Gehen Sie bis zu ihrer Seele!“, so forderte Pacelli bei einer Kriegsgefangenen-Rundgebung in Würzburg die Zuhörer auf, zu der Sorge nämlich, daß den aus der Gefangenschaft der Lüge, der Ungerechtigkeit und des Hasses Befreiten das Brot der Wahrheit, das Kleid der Gerechtigkeit und die Kraft der Liebe nicht mangle (31). Bei einem Gang durch das erweiterte Hedwigs-Krankenhaus in Berlin bewundert der Nuntius wohl die technische Vollendung, preist aber vor allem die Seele des Hauses, die

ihm begegnet war in der Armut und Nächstenliebe der Schwestern (100). Dieses „bis zur Seele gehen“ zeichnet das Wirken Pacellis aus. Schon in der Sprache, gewählt in Aufbau und Ausdruck verrät es sich.

Ganz besonders suchte der Nuntius die Seele des katholischen Deutschlands aus seiner Vergangenheit zu erfassen. Die verschiedenen Gedenktage, die in die Zeit seines Wirkens fielen, waren ihm Führer. Er sah sowohl in Freiburg wie in Rottenburg bei der Jahrhundertfeier der Diözesen, wie aus Trümmern zerschlagener Größen Bistümer voll Leben erwachsen waren, erstarkt waren in Sturmesjahren; er sah in Mainz und Trier Jahrhunderte glänzender Kirchengeschichte aufgerollt, die nicht abgebrochen sein wollen. Er schaute auf zu den ragenden Bischofsgestalten Hermann v. Vicari, Emanuel v. Ketteler und Michael Felix Korum, er neigte sich vor den Führern in den Jahren des Streites, wußte um das Wirken der Volkschriftsteller Alban Stolz und Konrad Rümmler, war selbst noch umweht von dem abgeklärten Geiste des Bischofs Wilhelm v. Kappeler. Überall ruft er solche Größe zu neuem Leben auf. Hatte nicht in den alten Domen jede Zeit selbst im Stein „ihr Glauben und Hoffen in der ihr eigenen Kunstform zum Ausdruck gebracht und diesen Ausdruck ihrer religiösen Haltung dem Ganzen dienend eingefügt?“ (150.)

Aber noch tiefer ergriff den Nuntius das katholische Leben der Gegenwart mit seiner Not und seinem Ringen. Mit den großen Katholikentagen war er bleibend verbunden, von ihren Problemen getragen, aber auch in ihnen wegweisend. Ebenso wollten ihn die märkischen Katholiken nicht vermissen bei ihren Tagungen — Bekennertage nennt sie Kaas — und bei der jährlichen Feier der Papstkrönung. Gerade in den Diasporagemeinden wollte Pacelli nicht einzig überbrandete Reste Landes sehen, vielmehr bejahend neue Lebenszellen: ihrer Glaubensbegeisterung hatte er diese Hoffnung entnommen. Scheute er sich doch nicht, zu den Berliner Katholiken zu sagen, was Paulus an die Christen Roms schreibt: „Euer Glaube wird

in der ganzen Welt gerühmt“ (135). Sie sollen die Grundsätze ihrer Religion vertreten „unverdrossen und voll Gottvertrauen; denn uns gehört die Zukunft, weil wir Gott auf unserer Seite haben“ (93). — Doch nicht minder als in der Brandung zwischen Glauben und Unglauben hat den Nuntius die katholische Seele angesprochen in dem Frieden der Klöster. Es ergreift ihn in Beuron die benediktinische „Stätte“, die gegenüber der Zerfahrenheit und Rastlosigkeit der Zeit in der Versenkung ins Ewige die Haltung zum Zeitlichen sucht und findet (173). Es ergreift ihn in Steyl gewaltig die Ausendung von mehr als hundert Patres, Brüdern und Schwestern in die Heidenmission, und er säufst die Tränen der zurückbleibenden Eltern mit dem Hinweis auf das persönliche Vertrauen Gottes, das in der Annahme ihres Opfers liegt (102). Gern weilt er bei den Ursulinen oder den Menzinger Lehrschwestern, die die Jugend vor Maria führen und von da ins Leben entlassen, daß die jungfräuliche Mutter reichstes und echtes Frauen- und Familienglück bringe (91).

Nicht bloß die katholische Seele hat der Apostolische Nuntius angesprochen, auch bis zur Volksseele ist er vorgedrungen. Von München Abschied nehmend grüßt er das bayrische Volk, „das jeder lieb gewinnen muß, der ihm nicht bloß ins Auge, sondern auch in die Seele blicken durfte, dieses Volk mit einem Sinn so stark wie die Felsen seiner Berge, mit einem Gemüt so tief wie die blauen Wasser seiner Seen“ (50). Das ist eine andere Sprache als die Revolversprache der Spartakisten, die rechtsbrechend in die Nuntiaturng eingebrungen waren. — In Paderborn begrüßt der Nuntius das Volk der Sächsegaue, „dem Friedr. Wilh. Weber in seiner Dichtung Dreizehnlinden ein unvergeßliches Denkmal gesetzt hat, und dessen ruhige und ernste, treue und gerade Art mir am sprechendsten durch den Domturm Ihrer Stadt versinnbildet scheint“ (69). — In Breslau, auf dem Boden Schlesiens, „auf dem zwei große Kulturen sich berühren und in ihrer Berührung wechsel- und

schicksalsvolle Geschichte geformt haben“, grüßt Pacelli „eine der zartesten Blüten des deutschen Heimatbodens“, die hl. Hedwig, aber auch das schlesische Volk von heute, „das Glaubensstreue, Güte und Freigebigkeit als besondere Merkmale seines Volkstums bewahrt hat“ (77). — Vielgestaltig wie die gottgesegnete Natur des badischen Landes erscheint dem Nuntius der Charakter seiner Bewohner, „die gottfrohe Art der Menschen vom Seekreis, wie die Gemütsiefe der Schwarzwälder, der auf Werk und Tat gerichtete Sinn des badischen Industriegebietes, wie die gläubige Kirchentreue derer von Hohenzollern, vom Odenwald und Taubergrund“ (96), „ein frohes und lebensstarkes Volk“ (176). — Vom Apostelheiligum in Trier aus sendet Pacelli seinen Gruß dem ganzen Bistum, wie er es geschaut hat. „Ich grüße die Fluren des Landmannes und die Rebhügel des Winzers, die ragenden Berge und die wogenden Wälder, ich grüße und segne das treue, gläubige, in aller Not und Heimsuchung unverdrossene Volk, dessen schöne Heimat kennen zu lernen mir eine Freude, dessen Glaube und Treue zu schauen mir Trost und heilige Erbauung war“ (108). — Die Schwaben ermahnt Pacelli: „Geben auch Sie Ihr Bestes zur Lösung dieser Aufgaben: Ihren sonnigen und doch tiefen, anpassungsfähigen und doch zähen, allem Guten so weltoffenen und doch in wertvoller, alter Tradition wurzelnden schwäbischen Charakter, verbunden mit der Glaubensstreue und selbstlosen Opferbereitschaft, die man gerade an Ihrer religiösen Art rühmt“ (132).

Doch auch der Nuntius dankt. Einmal den Händen, die ihn im Werk des Friedens und des geistigen Wiederaufbaues unterstützten. Doch darüber hinaus hält er sich für reich beschenkt. Er hat ja die Seele eines Volkes gefunden mit deren Reichthümern, ist von der katholischen Seele bewegt worden, in wahrer Schicksals- und Gottverbundenheit. Ja in den Tränen, in denen er säte, ist seine eigene Seele erstarkt und gereift. Geht er doch nur gerufen der Verleihung des Purpurs entgegen, nicht gelockt von der Ehre, sondern

weil die neue Würde und Bürde ihm an der Seite des Heiligen Vaters größeren Anteil verspricht an dem Purpur des Kreuzes (190). Auch Pacelli nimmt ein Vermächtnis mit, das sorgende Andenken an das deutsche katholische Volk, dessen „herzliche Treue mir fern von meiner Vaterstadt Rom das Gefühl einer Heimat gab. . . . Nicht Trauer soll die Signatur dieses Abschiedstages sein, sondern Dank und Freude im Herrn. Es gibt keinen Abschied für die, die in Gott geeint sind. Christus ist hier wie dort. In seinem Herzen, in seiner alles verbindenden Liebe sind wir uns nahe, mag auch der Felsenriegel der Alpen sich zwischen uns legen. Was sind Grenzpfähle, was ist räumliche Trennung, was ist Unterschied der Sprache und Nation und Rasse für die übernatürliche Wesensschau derjenigen, in deren Herzen das Feuer des Pauluswortes brennt: Die Liebe Christi drängt uns“ (189). Das ist des Vermächtnisses letzter Grund und letzte Gabe.

Sigmund Nachbaur S. J.

Literaturpolitik

Als im Frühling 1929 zum ersten Mal der „Tag des Buches“ bevorstand, schrieb die „Frankfurter Zeitung“ in einem nicht unterzeichneten Artikel, den man auch sonst der Form nach als Äußerung der Redaktion ansehen mußte, am 12. März (Nr. 189): „Es wird nicht gelesen in Deutschland? Aber das ist ja gar nicht wahr, der ist ja beinahe ein Lügner, wer das behauptet. In keinem Lande wird soviel an Büchern produziert wie bei uns. Die Auflagen der jungen Literatur übersteigen jedes Maß, das man früher an Bucherfolge legte, und die Leiter der Volksbibliotheken können sich des Andrangs gar nicht erwehren. Neue Schichten, die früher niemals zum Buch gegriffen haben, vereinigen sich in den Buchgemeinschaften, und die Lesegier war niemals größer.“ Allerdings gab der Verfasser des Artikels dann zu, daß der neue Lesehunger mehr naturhaft auf den Stoff als kulturhaft auf tieferen Gehalt oder gar auf künstlerischen Ausdruck gehe, und daß „der Verleger und der Sortimenter